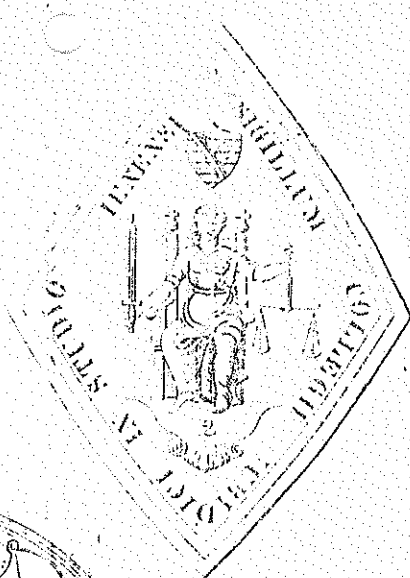




DAS ERSTE JAHRZEHND

DER

UNIVERSITÄT JENA.

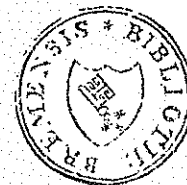
DENKSCHRIFT

ZU IHRER DRITTEN SÄKULAR-FEIER

VON

Dr. J. C. E. SCHWARZ,

GROSSHERZOGL. SÄCHS. GEH. KIRCHENRATHE,
SUPERINTENDENTEN UND OBERPFARRER, ORDENTLICHEN PROFESSOR DER THEOLOGIE
UND DIREKTOR DES HOMILETISCHEN UND KATECHETISCHEN SEMINARS,
RITTER DES FALEENORDENS UND DES SACHSEN-ERNESTINISCHEN HAUSORDENS.



JENA,
FRIEDRICH FROMMANN.

1858.

Die
Aufgabe der jenaischen Theologie
im vierten Jahrhundert der Hochschule.

Prorektoratsrede

gehalten am 6. Februar 1858

von

Dr. L. J. Rückert.

Jena,
Bran'sche Buchhandlung.
1858.

28/21

Hochansehnliche Versammlung, theure Commilitonen!

Am 2. Febr. 1558 wurde die neu errichtete Hochschule Jena, nachdem sie als niedere Schule bereits ein Jahrzehnt bestanden, als Hochschule eingeweiht, am 2. Febr. 1658 ward ihr erstes, am gleichen Tage 1758 ihr zweites Jahrhundertfest, beide mit großer Feierlichkeit begangen. Der 2. Febr. des Jahres 1858 ist vergangen, als wäre er für uns bedeutungslos, und doch war er des vierten Jahrhunderts erster Tag; in gleicher Stille wird das Halbjahr hingehn, das mit dem heutigen Tage seinen Anfang nimmt, und doch das erste Halbjahr eines neuen Jahrhunderts sein. Das Jubelfest wird erst im folgenden begangen, höhere Weisheit, welcher wir uns fügen, hat es so geordnet; aber die Wahrheit, daß das jetzige das Jubelhalbjahr sei, wird dennoch stehen bleiben. Und so wird denn auch dem Manne, welchem die Geseze unsrer Anstalt auf dies Halbjahr die Regierung in die Hände legen, das Bewußtsein nicht entrisen werden können, daß er der Erste sei, der im vierten Jahrhundert dieses Amt bekleide, und was er heute spreche, die ersten Worte, die im neuen Jahr-

hundert in diesem Amte und von dieser Stelle öffentlich geredet werden. So wenig er nun eine Ehre oder ein Verdienst zu machen denkt aus dem, wozu er Nichts gethan, so ernst muß ihn doch dies Bewußtsein stimmen, und so dringend ihn ermahnen, es dürfe die erste Rede eines Jahrhunderts nicht bedeutungslos, ja wenn nur er sie zu finden wüßte, müsse sie die eine sein, die diesem Augenblicke angemessen sei. Nun, daß ich diese nicht zu finden wisse, und daß der Gedanke daran nicht der schwächste sei von denen, die schon lange mein Gemüth beengten im Hinausblick auf das Amt, das mir bevorstand, halten Sie es nicht für Heuchelrede falscher Demuth, wie sie unter den Menschen so vielfältig im Gebrauch ist, daß kein Mensch mehr daran glaubt; denken Sie sich in die Lage, und Sie werden erkennen, daß wohl auch ein Tüchtigerer erschrecken kann. Wer an der Grenzscheide der Jahrhunderte sprechen will, der muß zurückzuführen wissen in die früheren, dazu gehört aber eine Kenntniß der Vergangenheit, die nicht Jeder hat, ich aber, offen geredet, ganz entbehre; er muß verstehn hinaus zu blicken in die Zukunft, dieses Blickes aber bin ich ganz beraubt; und wenn er gefallen will, so muß er Gutes zu weiffagen wissen, ich aber gehöre nicht zu denen, die Alles in rosigem Lichte sehn, und den Purpurschein des Abends für die ersten Strahlen eines neuen Tages halten können. Hinzu kommt, daß, wer an der Spitze steht, das Ganze überschauen, also auch mit seiner Rede das Ganze umfassen soll, dies aber bei Anstalten, wie Hochschulen sind, Pflanzstätten für alle Fächer der Wissenschaft, und in der Pflege der gesammten Wissenschaft ihre eigentliche, ja einzige Aufgabe ruhend, wenn nicht durchaus unmöglich, doch gewiß nur wenigen höchst Begabten gegeben, der Kreis aber, welchen ich mit meiner

Thätigkeit umspannen konnte, ein sehr beschränkter ist. Nun aber, ganz zu schweigen, das ist nicht gestattet; daß nur gesprochen werden dürfe, was entweder auf die vergangenen Jahrhunderte, oder auf das kommende Beziehung hat, das Bewußtsein zu ertöden ist unmöglich; was soll da geschehn? Zuerst, ich will nicht von vergangnen Dingen sprechen, sondern meine Blicke vorwärts richten; sodann, ich will Gebrauch von einem Rechte machen, das Keinem von denen versagt zu werden pflegt, die sich von diesem Plage aus als höchste Obrigkeiten darzustellen haben, den Stoff zu ihrer Rede von dem Boden zu entlehnen, worauf sie zunächst einheimisch sind; und endlich nicht die Schicksale will ich zu erforschen suchen, welche in der Zukunft Schoosze liegen, sondern die Aufgabe, die wir für das kommende Jahrhundert uns zu stellen haben, damit, wie auch die Schicksalswürfel fallen, Jena bleibe, was es war, damit, es stehe oder falle, steige oder sinke, es zu stehen und zu steigen würdig sei. Wenn ich sage, wir, so meine ich nach Obigem nicht uns alle, die in Jena lehren und lehren werden, sondern nur uns Theologen; aber auch uns nicht als Personen, ja die Personen gehen mich gar nicht an, ich meine die Theologen, wer sie irgend seien, die gegenwärtigen und die künftigen, Alle überhaupt, die im Laufe des vierten Jahrhunderts das Feld der Theologie auf dieser Hochschule zu bauen haben werden. So bestimmt, wird meine Frage also lauten: welche Aufgabe haben Jena's Theologen sich zu stellen, damit auch im vierten Jahrhundert Jena seines alten Ruhmes, der ihm angewiesenen Stellung würdig bleibe? Wie aber? hat denn Jena's Theologie eine Aufgabe für sich, ist nicht die ihrige eine und dieselbe mit der allgemeinen der Theologie, und namentlich der evangelischen? Man kann mit Ja, man kann

mit Nein antworten, mit Ja, wenn man die Sache ansieht, wie sie sein soll, mit Nein, wenn man sie so betrachtet, wie sie ist. Sie wissen, meine Herren, was Jena's Theologie in unsern Tagen ist, ein Zeichen, dem widersprochen wird, eine Insel im weiten Meere, um welche die Stürme des Zeitgeists brausen, dessen Wogen Jena unterwühlen, drohender als die Nordsee, jene Gilande, deren Untergang man unvermeidlich achtet; oder ein verlornen Posten, den man beim Rückzuge vergessen hat, und der nun, treu dem Kriegereide, auszuharren entschlossen ist, bis entweder er untergeht, oder der Sieg der Seinigen ihm Rettung und Ablösung bringt. Jena's Theologen können, besser gesagt, sie wollen sich nicht bergen, daß nicht allein in Deutschland, daß, soweit es eine evangelische Kirche giebt, in der alten oder in der neuen Welt, sie die einzige Facultät sind, welche sich noch in der gleichen wesentlichen Stellung findet, in der sie nun fast ein Jahrhundert lang gestanden hat, und welche vor nicht allzu langer Zeit die allgemeine Stellung aller war; daß sie nur wenig Freunde haben, und die wenigsten unter Denen, die die Macht in Händen haben; daß sie die Zielscheibe des Angriffes Derer sind, welche die Kirche selbst oder doch die allein Berechtigten in ihr zu sein vermeinen; daß sie also nur die Wahl haben, entweder von ihrem Wege umzukehren auf die breite Bahn der Andern, oder sich ihre Aufgabe für sich zu stellen, und ihren Weg allein zu gehn. Jenes, wie sich zeigen wird, kann nicht geschehn, so bleibt nur dieses übrig; doch, um es hier schon anzudeuten, in der Hoffnung, nicht für immer so allein zu gehen. Also denn noch einmal: welche Aufgabe hat Jena beim Beginn seines vierten Jahrhunderts seiner Theologie zu stellen, also auch seine Theologen an sich selbst ergehen zu lassen? Ehe ich zur Antwort

schreite, tritt noch eine Bedenklichkeit mir in den Weg, ob nicht vermessen, mindestens unbefcheiden sei, daß ich vor solchen Hörern, solchen Amtsgenossen mir erlaube Aufgaben zu stellen? Wer denn mich beauftragt habe, die zu lehren, die selbst Lehrer sind, oder ihnen vorzuschreiben, was sie leisten sollen, die es doch weit länger und viel besser schon geleistet haben? Ähnlicher Tadel ist mir früher schon begegnet, und allerdings, wenn meine Rede den Personen gölte, möchte er begründet sein, denn wer bin ich, um Aufgaben zu stellen, wer die Andern, um sie zu empfangen? Aber erstlich, es sind nicht die Personen, die meine Rede in's Auge faßt, die Sache ist's, nicht die ich lehren, von der ich Zeugniß geben will, nicht als der sie besser wisse als die Andern, sondern weil die Gelegenheit es zu erfordern scheint; sodann aber, fragen wir doch nicht, wer da rede, sondern ob er Wahrheit rede, und beachten wir, daß Manchem das Vermögen der Leistung fehlt, obwohl er weiß und wissen muß, was geleistet werden soll. So lassen Sie mich denn kurz und einfach sagen, was ich denke: Die Aufgabe unsrer Theologie kann für die Folgezeit nur die sein, die sie bis daher gewesen, die eine, die sich alle Theologie zu setzen hat, aber die heutige vielfach zu vergessen und zu verleugnen scheint, Wissenschaft zu sein, und evangelische Wissenschaft. In diesen beiden Stücken liegt, so weit mein Urtheil reicht, das Ganze.

I. Wissenschaft soll sie sein, d. h. das Wesen und die Eigenschaften aller Wissenschaft an sich tragen, so weit sie das vermag. Im höchsten, vollsten Sinne vermag sie's nicht, das kann die Philosophie allein, die allgemeine, die über alle Gegenstände des Erkennens sich verbreitet, und die besondere, die philosophische Theologie, die nur das theo-

logische Erkennen sucht. Die ist eine, in sich selbst beschlossen und gerundet, hat einen festen Punkt des Ausgangs, den Begriff, und eine feste Unterlage, Thatfachen des Bewußtseins, die sie als das unmittelbar Gewisse setzt, und eine Aufgabe, aus dem Allgemeinen das Besondere abzuleiten, um sodann als Wissenschaft vom Menschen das Wirkliche des Menschenlebens daran abzumessen, seine Kräfte, die seelischen und die geistigen, seine Zustände, die gesellschaftlichen und die sittlichen, seine Aufgabe, und die Mittel und Bedingungen, an denen ihre Lösung hängt. Nicht so, was man die Theologie zu nennen pflegt. Sie ist nicht Eine in sich selbst, sie hat zwar einen Kern, die eigentlich theologische Wissenschaft, den sie gemein hat mit der philosophischen, an diesen Kern aber hat sich eine Menge des verschiedensten und verschiedenartigsten Stoffes angelegt, der zwar insgesamt zu jenem in fernerer oder näherer Beziehung steht, aber doch die Wissenschaft selbst nicht ist, und nicht wie sie behandelt werden kann; sie hat Quellen, aus denen sie schöpfen soll, die sie kennen und prüfen und durchforschen muß; sie hat Thatfachen, von denen sie ihre Eigenthümlichkeit empfängt; sie nach ihrem geschichtlichen Bestande zu erkennen, in ihrer theologischen Bedeutung zu begreifen und zu würdigen, ist eine ihrer Hauptarbeiten, der sie sich nicht entziehen darf; sie hat eine Geschichte, die, durch Jahrtausende hinlaufend, aus ihren Fundorten heraufgefördert und zum Licht- und lebenvollen Bilde verarbeitet werden soll; sie hat geschichtlich gewordene Feststellungen, mit denen sie sich aus einander zu setzen hat; sie hat mannfache Anwendung auf's Leben, die sie aus ihrem Wesen abzuleiten und nach den Verhältnissen der Wirklichkeit zu bemessen hat. Das Alles, hier nur flüchtig anzudeuten möglich, muß zu der Erkennt-

niß führen, Wissenschaft im strengsten Sinne sei sie nicht, und könne sie nicht werden. Aber Wissenschaft soll sie doch sein, zwar in jedem ihrer Theile nach dessen Eigenthümlichkeit, aber Wissenschaft in allen. Darin liegt Verschiedenes. Zuerst, Wissenschaft ist nicht ein Ding, eine Masse, ein ein für allemal Gegebenes, ein Hauswerk sogenannter Kenntnisse, die zu erlernen, einzuprägen, gleichsam aufzuspeichern seien, um nun da zu liegen, wie ein aufgehäufter Schatz, etwa zur Freude des Besizers. Wissenschaft ist Thätigkeit, ein Suchen, ein Erwerben, ein Aneignen des Bewährten, ein Entäußern auch des unbewährt Erfundenen. Nicht dieses ist die Meinung, daß alle Arbeit früherer Zeit für Nichts geachtet, alles von den Vätern Ueberlieferte als solches weggeworfen, oder doch beargwohnt werden, Alles von Allen wie aus roher Wurzel neu erbaut werden solle; das würde ein eben so trostloses als unberechtigtes Beginnen sein. Aber das ist freilich unerläßlich, daß die Arbeit, die gethan ist, untersucht werde nach ihrer Beschaffenheit und Haltbarkeit, das Ueberlieferte darauf angesehen, mit welchem Grunde es überliefert sei, das für gewiß Gehaltene, was es für Bürgschaft habe, das Festgestellte, wiefern es berechtigt sei, und nur das angeeignet, was die Prüfung aushält, und das so Gewonnene zum Fortbau angewendet. Damit aber ist ein Zweites schon gegeben. Ist Wissenschaft nach ihrem Wesen Thätigkeit, so ist sie Bewegung, Bewegung aber kann nur Fortschritt sein; Stillstehn oder Rückschritt ist mit ihrem Wesen unverträglich. Und auf dem weiten Felde der theologischen Wissenschaften ist gar Viel, was Fortschritt fordert. Blicken wir auf die Quellen, daraus sie schöpfen soll, die Schriften alten und neuen Testaments, das Alterthum hat Ueberlieferungen dargeboten, erst die Neuzeit hat zu untersuchen angefangen,

ein Jahrhundert, das dritte unsrer Anstalt, hat gearbeitet, sie einem sichern Ziele zuzuführen, Vieles als unhaltbar anerkannt, Einiges festgestellt, das Meiste steht in Frage; das neue Jahrhundert soll die Arbeit weiter führen, und versuchen, ob auf diesem Gebiete sich ein Punkt gewinnen lasse, von dem sich sagen lasse, er stehe fest; aber möglich ist, daß es verlaufe, ehe er gewonnen ist. An der Auslegung derselben Schriften haben drei Jahrhunderte geschafft, und Großes ist geleistet, aber am Ziele sind wir nicht; noch manches Dunkel ist vorhanden, manche Frage ungelöst, manche Schwierigkeit unüberwunden, ja noch manche Fessel ungebrochen; das neue Jahrhundert wird noch Viel zu schaffen haben, und das Ende nicht erreichen. Die großen Thatfachen der Heilsgeschichte, die Thatfachen der Erlösung, Alterthum und Mittelalter hatten viele Mühe angewendet, sie in ihrer Tiefe zu ergründen, aber waren zum Ende nicht gelangt; das vorige Jahrhundert ist mit frischen Kräften dran gegangen, es wäre ungerecht, zu sagen, daß es Nichts gefördert, aber zum Ausruhn ist noch lange nicht die Zeit, es mag immerhin das neue Jahrhundert da eintreten, wohin das verfloßene gelangte, nur dabei stehen bleiben darf es nicht; es ringe nach der Krone der Vollendung, ob es sie erringe. Auch die Geschichte hat noch Dunkelheiten, die aufzuhellen sind, noch manche Palme bleibt den Forschern aufbehalten. Und so das Uebrige.

Zum Wesen der Wissenschaft gehört aber noch das Dritte, daß sie frei und furchtlos sei. Indem ich das ausspreche, verehrteste Versammlung, muß ich gegen die Vorstellung mich verwahren, als denke ich an äußern Zwang, der sie betreffen könne. Das thue ich nicht. Denn erstlich, ich rede nicht von der Theologie im Allgemeinen, sondern von der jena-

schen im folgenden Jahrhundert, hinsichtlich dieser aber lebe ich der sichern Hoffnung, daß, was überhaupt von Freiheit und Furchtlosigkeit verliehen werden kann, unter der Leitung edler Fürsten ihr auch fernerhin so wenig mangeln werde, als es bis daher gemangelt hat. Sodann aber, ich bin gar nicht der Meinung, daß die Freiheit, deren die Wissenschaft bedarf, von außen her gegeben, also auch nicht, daß sie von außenher genommen werden könne. Was vermögen denn die Mächtigen dieser Erde gegen die Wissenschaft? Ihren offenen Lauf auf kurze Zeit zu hemmen, den Mund ihrer Träger, sei's vorübergehend, sei's auf immer, zu verschließen, auch wohl ihnen Bücher, Tinte, Federn und Papier zu nehmen; gegen das Denken ist all' ihre Macht nur Ohnmacht, das bedarf des Lehrstuhls und der Bücher, bedarf der Tinte und der Federn nicht, es gedeiht in Kerkermauern wie im Arbeitszimmer, und seine Ergebnisse, kann Ciner, der den Andern vorausgeeilt, sie nicht verkündigen, es komme nur erst ihre Zeit, und was vor Kurzem man zu flüstern wehrte, auf den Dächern wird's gepredigt. Nein, die Freiheit, deren die Wissenschaft, die theologische wie jede andere, bedarf, ist nicht eine solche, welche der Denker sich erbitten muß, der Hochmügende ihm großmüthig schenkt, und die Furchtlosigkeit bezieht sich nicht auf mögliche Verbote oder Strafen. Von sich selber muß sie frei sein, vor sich selber ohne Furcht. Oder vielmehr, die Wissenschaft ist immer frei und furchtlos, die Menschen, die sie pflegen, sind es nicht. Der Wahrheit dienen sollen sie, und meinen ihr zu dienen, sich selber dienen sie. Da ist die Trägheit, welche die Mühe des Denkens scheut; da ist die Gewohnheit, welcher das Hergebrachte zu lieb geworden ist, um nicht vor dem Gedanken zu erbeben, daß es die Prüfung nicht aushalten möchte; da ist

die Lustsucht, die zwischen *Wahn* und *Wahrheit* nach dem Spruche Wieland's urtheilt: ein *Wahn*, der mich beglückt, ist eine *Wahrheit* werth, die mich zu Boden drückt, und darum jeden *Wahn* sorgfältig hütet, weil er „glücklich“ macht, jede *Wahrheit* abwehrt, weil sie Schmerz bereiten könnte; da ist die Angst, die sich der Folgerungen fürchtet, zu denen sie genöthigt werden könnte, lieber mit sich selbst in Widerspruch tritt, die Voraussetzungen annimmt, und der Ergebnisse sich weigert, oder auch jene opfert, so erwiesen als sie seyen, um nur diesen zu entgehen. Wo aber diese Kräfte wirken, da ist keine Freiheit, und das Wesen der Wissenschaft geht unter. Man kennt beim Ausgang schon das Ziel, bei dem man anzulangen hat, und könnte sich den ganzen Weg ersparen; man kennt die Punkte, die man nicht berühren darf, ob sie auch auf der graden Linie selbst gelegen sind, und schlägt von Weitem schon die Krumme ein, die sie vermeiden läßt; man müht sich treulich in den Vorarbeiten, und wenn der Silberblick der neuen *Wahrheit* alle Mühe lohnen soll, erschrickt man wie vor dem Medusenhaupte, wendet schleunigst seine Blicke ab, und hat umsonst gearbeitet, von dem Gewonnenen keinen Gewinn, oder gar die Feigheit, sich auch seiner zu entledigen. Es werden wenig Felder des Wissens sein, wo Nichts der Art gefunden werde, aber so häufig findet sich dergleichen wohl auf keinem, wie auf dem des theologischen Erkennens; darum aber war auch keine Wissenschaft so häufig unfrei, darum wird Muth erfordert, um Theolog zu sein, und ihrem Gedeihen steht nichts mehr im Wege als die Menschen, die sie pflegen; *pectus facit theologum*, ist ein alter und ein wahrer Spruch, aber eben so wahr sein Gegentheil, denn weil eben wahr ist, daß das Herz den Theologen macht, ist auch die Theologie des Menschen wie

sein Herz, schwächlich oder stark, muthig oder kriechend, Magd oder frei. Also nicht auf die gethane Arbeit sehen, um auf den errungenen Kränzen auszuruhen, sondern auf die unvollzogene, um neue Kränze zu erringen, frei von uns selber werden und der *Wahrheit* ohne Furcht in's Antlitz schauen, das ist, was wir sollen, die wir aus dem dritten Jahrhundert in das vierte übergehn, und was die thun müssen, welche nach uns kommen; dann mag Jena treffen, was da wolle, seine Theologie wird ihre Aufgabe verstanden haben, und nicht untergehn. Sie wird auch fernerhin gescholten werden als ungläubig und zerstörend, aber sie wird wissen, daß Menschen zwar ungläubig werden können, so wie gläubig, die Wissenschaft aber weder gläubig noch ungläubig, immer im Forschen und Suchen begriffen ist; daß sie zwar den Glauben fördern und den *Wahn* zerstören kann, aber den Glauben nicht zerstören und den Unglauben nicht schaffen, weil aller Glaube Glaube an die *Wahrheit*, aller Unglaube schwere Selbstbelugung ist; die Wissenschaft aber, wie Platon's Sokrates, das Wahre nicht verbergen, die Lüge nicht gestatten darf, oder nach Paulus, wider die *Wahrheit* Nichts vermag, nur für die *Wahrheit*. Man wird uns ferner mahnen, still zu stehn und umzukehren, aber die Wissenschaft kann nicht still stehen und hat nicht umzukehren. Die Menschen können umzukehren haben, auch wir, wenn wir auf falschem Wege sind; sie sind auch vielfach umgekehrt, haben auch wohl daran gethan; aber die Wissenschaft, wie sie Nichts zerstören kann als *Wahn* und Lüge, und wo Jemand den Glauben an die *Wahrheit* — sie selbst, ist unmöglich — unter den Formen der Wissenschaft zerstört, der Mißbrauch ihres Namens anzuklagen ist, und nicht sie selbst, so kann sie auch nicht weiter vorwärts gehn als bis an's Ziel, bis dahin

aber ist sie in vollem Rechte, und wenn ihr dießseits Irrthum anklebt, es ist das nun einmal vom Sein des Menschen nicht zu trennen; man zeige ihr das Irrige, ihr Streben ist ja eben dies, es abzustreifen, nur Umkehr fordere man nicht von ihr, sie kann sich selbst nicht morden; wenn aber über das Ziel hinaus geschritten wird, man mahne zur Umkehr, und so ernst man kann, aber nicht die Wissenschaft; denn eine das Ziel leicht überspringende oder in Unwissenheit überschreitende Wissenschaft ist ein Widerspruch. Man wird auch ferner uns verlegen und in Bann thun, aber das soll uns nicht irre machen, es sind vor uns Andere im Bann gewesen, und doch ehrenwerth, noch heute nennt man ihre Namen, und nicht zur Schmach; und es kommt die Zeit, wo dieser Bann sich löst. Weissagen ist nicht meine Sache, das aber steht mir fest: die Theologie, die hier nach bester Kraft gepflegt wird, ist nicht, wie Manche meinen, die der Vergangenheit, sie ist die der Zukunft, sie hat in Jena eine kleine Zufluchtsstätte, aber sie bleibe nur sich selber treu, sie höre nur nicht auf, die Bahn der Wissenschaft zu halten und zu laufen, es kommt der Tag, an dem sie überwindet, ob wir ihn erleben, ob die nach uns kommen, es macht Nichts aus.

II. Doch nicht nur Wissenschaft soll unsre Theologie zu sein fortfahren, auch evangelische Wissenschaft, und dieser zweite Theil ihrer Aufgabe ist nicht der unbedeutendste. Denn erstlich, wäre sie auch tausendmal Wissenschaft, aber könnte sich nicht als evangelische erweisen, so wäre sie in Jena nicht am rechten Orte, denn Jena ist gegründet worden, um die evangelische Theologie zu pflegen, und wäre seiner Bestimmung untreu, wollte es ihr nicht mehr dienen; sodann aber, wahre Wissenschaft — ich sage das auf festem

Grunde meines Denkens — ist sie nur, so lange sie evangelisch bleibt; und endlich, als evangelische findet sie eben jetzt die meiste Arbeit, und die dringendste, und wird sie noch lange finden. Der erste dieser Sätze ist Thatsache der Geschichte, ihn zu beweisen bedarf es nicht; den Beweis des zweiten kann ich hier nicht führen, er ist nicht die Sache weniger Minuten; über den dritten will ich mich etwas verbreiten. Evangelisch nenne ich, was dem Sinne entsprossen und daher auch angemessen ist, aus welchem die Bewegung des sechzehnten Jahrhunderts entsprungen, und als ihr Erzeugniß die evangelische Kirche hervorgegangen ist; was daher auch dienen kann, das Wesen jener Bewegung zu erhalten, und das damals angefangne Werk zu fördern und in irgend einer Weise fortzusetzen. Was die Männer wollten, welche an der Spitze der Bewegung standen, der Grundgedanke ihres Werks, die bewegende Kraft in aller ihrer Thätigkeit, das war Herstellung des Evangeliums, des durch viel Jüdisches und viel Heidnisches verdunkelten Evangeliums zur ursprünglichen Reinheit, war die neue Gründung des christlichen Lebens auf dem so lange verlassenem Grunde des alten Evangeliums. Großes ist in jener Zeit für diesen Zweck geschehn, ein schöner Anfang wurde sofort gemacht. Man griff die Arbeit im rechten Punkte an, nicht in den Personen, wo die Zeit sie forderte, und jeder Versuch vergeblich war, nicht bei den äußerlichen Formen des Kirchenthums, die sich doch allein von innen heraus erzeugen müssen, und immer so erzeugen, wie der innere Zustand ihr Entstehn und ihre Beschaffenheit bedingt, sondern im Kerne selbst, in der Lehre, von der Alles ausgehn muß, und auch von Dieser nicht in ihren speculativen Theilen, sondern im anthropologisch-ethischen, in der Lebensfrage für das heils-

begierige Gemüth: Wie wird der Sünder gerecht vor Gott? Sie haben so gethan, weil diese Frage Lebensfrage, die gefundene Antwort Lebensbalsam für sie selbst geworden war, und sind damit hervorgetreten, nicht einem Plane folgend, oder sicherern Erfolg erwartend, sondern weil sie theuer für sie selbst geworden war, und weil sie Mitleid fühlten mit der armen Christenheit, die um den Kern des Evangeliums so schwer betrogen wurde. Aber in der Sache lag, daß eben dadurch jedes christlich suchende Gemüth für sie gewonnen, ihre Sache die gemeine Sache Aller wurde, denen am christlichen Heil gelegen war. Und die Antwort, die sie fanden, eronnen haben sie sie nicht, Paulus hatte sie zuerst gegeben: der Sünder wird vor Gott gerecht nur durch den Glauben, der, in Christus ruhend, allein von Gott sein Heil empfangen will; sie war die einzig richtige, die ewig wahre, auf die alles theologische Denken, je wissenschaftlicher es ist, desto unausbleiblicher hinführen muß, ihnen aber so gewiß, daß sie für sie den Werth unmittelbarer Gewißheit haben, und den festen Punkt abgeben konnte, von welchem aus sie alle Kirchenlehre, alles Kirchenwesen prüfen konnten, beizubehalten, was dadurch gefordert wurde, als Bedingung, oder als Folgerung, wegzuworfen, was ihm widersprach. Damit war gewonnen, daß die neue Kirche evangelisch werden konnte, die rechte Kirche des Evangeliums. Werden konnte, sage ich, denn sie war's noch nicht sofort. Der Grundstein war gefunden, stark genug, den neuen Bau zu tragen, aber der Bau selber noch nicht aufgeführt. Den Anfang haben sie gemacht, die Säuberung des Kirchenwesens vom gewonnenen Mittelpunkt aus; und das Meiste haben sie hinausgeworfen, was unevangelisch in der Kirche war; aber den Neubau haben sie nicht ausgeführt. Manches haben sie nicht

vermocht, Anderes nicht gewagt, in Anderem sind sie unterbrochen worden. Die Ueberlieferung haben sie verworfen, so weit sie ihnen im Wege stand, und sie ihr Trügliches erkannt; aber der gesammten Ueberlieferung der ersten fünf Jahrhunderte sich ohne Prüfung hingegeben, in dem sichern Glauben, daß bis dahin die Kirche sich in apostolischer Wahrheit und Lauterkeit erhalten habe, was offener Irrthum war; ein Gesetz haben sie sich selbst geschrieben, alle Lehre und alle Kirchenordnung dran zu prüfen, das bekannte Schriftgesetz; aber sie selbst nicht streng daran gehalten, noch die ihnen folgten; und längst ist der Beweis geführt, thatsächlich und auf wissenschaftlichem Wege, daß seine unbedingte Durchführung unmöglich, und eben deshalb niemals eingetreten ist. Der Schriftauslegung haben sie ihre Thätigkeit zugewendet, und Recht daran gethan, aber zur Vollendung haben sie selbst sie nicht gebracht, Andere sich ihr zu nähern viel gehindert; nach ihnen ist sie schmachlicher Knechtschaft unterworfen worden, der mit Mühe das vergangene Jahrhundert sie entriß, das jetzige zum Theil sie wieder unterwerfen möchte. Die Kernlehre, die der Rechtfertigung, wissenschaftlich begründet haben sie sie nicht, wohl den Gedanken nicht gefaßt, daß sie's bedürfte oder litte; aber es fehlt Viel daran, daß einerseits das Wesen des Glaubens ihnen völlig und beständig klar bewußt gewesen, oder andererseits das Wesen der aus ihm herfließenden Rechtfertigung in seiner ewigen Wahrheit und Nothwendigkeit von ihnen so durchdrungen worden sei, wie doch unerläßlich ist, damit nicht nur die frommen Gemüther sich darin beruhigen, auch das gereifte Denken sich darin wiederfinden könne. Sie haben aus der alten Kirchenlehre das Meiste von dem entfernt, was mit der angenommenen Hauptlehre unverträglich war, aber

nicht nur dies nicht in dem Umfang oder mit der Folgerichtigkeit, wie es geschehen sollte, sondern auch den Neubau, welcher auf dem angenommenen Schriftgrunde in steter Rücksicht auf den festen Mittelpunkt zu errichten war, nicht unternommen, geschweige emporgeführt. Und davon hat denn auch das Kirchenwesen auf mehr als einem Punkte leiden müssen. Meinen Sie nicht, verehrte Herren, daß, was ich hier sage, eine Anklage der Helden des sechzehnten Jahrhunderts oder eine Schwälerung ihres Verdienstes sei. Ich meine ihre Größe wohl zu kennen, und werde vor ihnen mich zu beugen nie aufhören; aber Wahrheit ist doch, was ich sage; unser Zeugnen machte sie ja doch nicht zur Unwahrheit; und wenn sie nicht geleistet haben, was zu leisten unmöglich war, so war's nicht ihre Schuld, und kein Besonnener verachtet sie deshalb. Das Werk aber, das sie angefangen, war nicht die Arbeit eines Mannes oder eines Menschenalters, auch unter günstigeren Bedingungen hätten sie es nicht vollenden können. So sind sie hochzupreisen, daß sie's angefangen; die Vollendung war die Sache Derer, die auf ihren Schultern standen. Diese freilich haben es für vollendet angesehen, und den Fortbau unterlassen, ja nicht nur das, sie haben ihn gehindert, indem sie eine Fessel auf die Geister legten, unter deren Drucke die Bewegung stockte, und ein Stillstand eintrat, der wohl Viele in dem Wahne, daß Alles vollendet sei, befestigte, aber doch ein bloßer Stillstand war, und keinen Grund abgeben kann, den gleichen Wahn zu theilen. Das vorige Jahrhundert hat die Fessel durchgebrochen, und sich angeschickt, die so lange unterbrochne Arbeit fortzusetzen. Aber zum Ende hat es sie nicht bringen können, ja großen Theils den Weg verfehlt. Ein großes Maß von Kraft war auf den Durchbruch selbst zu wenden,

und ging für das eigentliche Werk verloren, ein anderes, und nicht geringes, forderte die kritische Thätigkeit, die zu vollenden war, eh man zum eigentlichen Neubau schreiten konnte; darüber hatten Einige das Ziel verloren, blieben in der Verneinung stehn, oder wollten zwar Bejahung geben, konnten aber nicht die rechte finden, weil sie selbst in's evangelische Wesen so nicht eingedrungen waren, wie vielleicht geschehen wäre, wenn ihr Weg ein anderer gewesen wäre. Kurz, es war dahin gekommen, daß am Ende wenig mehr als Trümmern übrig waren, ungeordnet durch einander liegend, und den Aufbau hindernd, überdies den wahren Grund verbergend, dessen tiefere Erkenntniß doch des neuen Baues unerlässliche Bedingung war. Da that denn wirklich Umkehr Noth, nur nicht der Wissenschaft, sondern vom Berstörungseifer zur Wissenschaft, durch welche zwar die Kirche nicht erbaut wird, aber doch die Grundlage der Kirche, die evangelische Lehre, der in der Zeit der Entfremdung rüstig fortgeschrittenen Menschheit einzig wieder angeeignet werden kann. Die Umkehr ist erfolgt, aber nicht auf allen Seiten zur Wissenschaft, es haben Viele, denen ihr wahres Wesen fremd geblieben, sie für Gift gehalten, die doch Arznei sein muß, haben sich von ihr gewandt, und machen den Versuch, das alte, unter dem Hammer der Kritik zerbröckelte Gebäude wieder herzustellen, können es bei sich selbst nicht mehr erreichen, entzweiten sich darüber, und sind überdies in manches Denken und Treiben hinein gerathen, das, vom evangelischen Mittelpunkt aus betrachtet, nur als unevangelisches bezeichnet werden kann.

Da muß denn die Aufgabe der Theologie, welche Wissenschaft und evangelische Wissenschaft sein soll, muß also, wie fern wir dies zu sein begehren, unsre Aufgabe im neuen

Jahrhundert klar vor Augen liegen. Der Vollenbung näher führen, was im sechzehnten Jahrhundert angefangen, nachholen, was versäumt und unterlassen worden, das muß ihr Wesen sein. Der Ueberlieferung als einer Grundlage entsagend, haben wir zu prüfen, was sie dargeboten hat, und nur das Probehaltige uns anzueignen; das Schriftgesetz, das in der frühern Fassung nie gehalten worden, auch in der Gegenwart von Denen, die am stärksten darauf pochen, am wenigsten gehalten wird, nach seiner wahren Geltung festzustellen; der Auslegung der Schrift in ihren beiden Theilen uns mit rechtem Fleiße hinzugeben, und sie in voller Freiheit und mit dem Bewußtsein zu betreiben, daß der Ausleger nur Ausleger sein, also einzig darnach streben müsse, in den eignen Sinn des Mannes, dessen Gedanken er auszulegen hat, so tief und völlig einzudringen, als nur möglich ist; aus den gefundenen Elementen dann das Werk zu schaffen, das, im Wesen der evangelischen Theologie auf's tiefste wurzelnd, doch in der Entstehungszeit ganz unterlassen wurde, und noch jetzt in seiner Bedeutung häufig nicht erkannt wird, die biblische Theologie, das wahrhaft geschichtliche Zusammenschauen des Entwicklungsganges, den in einem Zeitraum zweier Jahrtausende das theologische Denken auf dem Mutterboden des Christenthums vollendet hat; die Geschichte des kirchlichen Lebens und Vorstellens immer tiefer zu erforschen, insbesondere die Ursachen zu beleuchten und an's Licht zu stellen, aus denen in beiden die vielfachen Irrgänge hervorgegangen sind, die in so vielen Jahrhunderten das Christenthum nicht haben werden lassen, was es werden soll und kann, das werden die Vorarbeiten sein, in deren eifrigstem Vollzug die Theologie sich für die Hauptarbeit befähigt. Auch diese wird mehr-

theilig sein. Zuerst die Feststellung im Mittelpunkte, soweit sie nicht dem Leben zu überlassen, sondern der Theologie zu überweisen ist, also in der Lehre von der sogenannten Rechtfertigung. Sie ist so sehr der Mittelpunkt, daß ich behaupte, sie aufheben hieße sich außerhalb der evangelischen Kirche stellen. Aber sie ist nicht nur hinzunehmen, wie sie in der Theologie des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts dagestanden hat, auch nicht nur so unentwickelt, als sie Paulus dargeboten hat, so daß die biblische Theologie die größte Mühe hat, ihren wahren Inhalt aus dem Ganzen seines Denkens zu entwickeln; nein, sie muß als Wissenschaft drauf eingehen, damit sie als Wissenschaft darauf bestehen könne; sie muß erforschen, was der Glaube sei, welche Wurzeln er im tiefsten Kern des Menschenwesens habe, wie er sich abgränze zwischen dem Meinen auf der einen, dem Erkennen auf der andern Seite, was er im idealen, was im sündigen Leben, insbesondere was der Glaube an Christus sei; das Alles nicht hinstellend wie Drakelsprüche, sondern im Ganzen des Systems zum klarsten möglichen Bewußtsein bringend; dann aber auch das Wesen der Rechtfertigung nachweisen im Begriffe Gottes und in dem der einzig denkbaren, d. h. der ethischen Erlösung; endlich aber zeigen, wie jener Glaube und diese Rechtfertigung in einem solchen Verhältniß stehn, daß in der heiligen Ordnung Gottes jener nicht eintreten kann, ohne daß ihm diese folge, daß also diese, in der altkirchlichen Theologie als bloßer Willkürakt erscheinend, auf höchster ethischer Nothwendigkeit beruht. Wird das einmal gelungen sein, so wird's der höchste Sieg sein, den die evangelische Theologie erringen kann, das schwerste Stück der großen Arbeit wird gethan sein. Wir sagen nicht, daß es gelungen sei,

aber wir arbeiten daran, und leben der Zuversicht, daß es einmal gelingen werde; wir wünschen und hoffen, daß unser Jena treulich daran fortarbeiten und sich das Verdienst nicht rauben lassen werde, das Seinige dazu gethan zu haben. — Das nächste Stück der Arbeit wird die Sichtung Alles dessen sein, was in den früheren Jahrhunderten in der Kirche zum Bestand gekommen ist, vom Mittelpunkte aus, nach der zweifachen Rücksicht, ob es Bedingung davon sei, und ob es sich als Folgerung darauf erbaue. Die Bedingungen werden ganz der Lehre, die Folgerungen theils der Lehre, theils dem Kirchenleben angehören. Was nun vom Mittelpunkte aus gefordert wird in dieser oder jener Hinsicht, das werden die Stücke sein, von denen wir mit Luther sagen werden, daß man davon Nichts weichen oder nachgeben könne, es falle Himmel und Erde oder was nicht bleiben will; was zwar nicht von jenem Punkte aus gefordert wird, aber damit bestehen kann, das werden die sagen, von welchen nach desselben Luthers Ausdruck man mit Gelehrten, Verständigen oder unter uns selbst handeln mag, es wird der freien Wissenschaft allein zum Urtheil übergeben bleiben. Dagegen was dawider läuft, so daß die Hauptlehre dadurch aufgehoben würde, das werde gelehrt, von wem es wolle, und habe gegolten, so lange und so weit es wolle, und werde vertheidigt, von wem und womit es wolle, es muß weggeworfen werden, unbedingt und ohne Schwanken, und für die Verwerfung hat der eine Grund vollkommenes Gewicht, den Luther hinstellt: der erste Artikel leidet's nicht. Endlich wird der Blick den kirchlichen Bestrebungen zugewendet werden müssen, welche freilich wechseln, heute diese und morgen jene sind, um auch über sie ein evangelisch theologisches Urtheil zu gewinnen. Alle werden darauf anzusehen sein, ob sie evangelisch oder unevangelisch

sind; alle folglich vom Mittelpunkte aus. Gehn sie von ihm aus oder führen sie dahin zurück, so werden sie als evangelisch zu erkennen, und nach Beruf und Kraft zu fördern sein; ruhn sie aber auf Voraussetzungen, die dawider streiten, oder führen sie auf solche Vorstellungen, kurz, wollen sie ein andres Heil darbieten, als das auf dem Glauben ruht, oder eine Kirche schaffen, in der ein anderer Heilsweg gelte, sie sind unevangelisch; das Unevangelische ist mit Gründen der Wissenschaft zu erweisen, mit allen Waffen des Geistes zu bekämpfen, wo es auch gefunden werde.

Wenn nun thatsächlich, zum Theil sogar von unsern Gegnern eingestanden ist, daß das Erneuerungswerk im sechzehnten Jahrhundert nicht vollendet worden ist, wenn daraus unbestreitbar folgt, daß seine Vollendung fort und fort Aufgabe bleiben muß, in ihrem theologischen Theile aber nur Aufgabe der Theologie sein kann, bedarfs da noch hier den Beweis zu führen, daß auch unsre Theologie, damit ich nicht sage, sie vornehmlich, ihren Theil an dieser Arbeit fordern dürfe? Ich sage Nein. Wohl weiß ich, daß wir Gegner haben, die uns lieber nicht als Christen gelten ließen, geschweige als evangelische und als wahre Theologen, und die, wie sie jene Thatsache nur ungern oder gar nicht eingestehn, so uns, wofern sie könnten, von jeder Theilnahme am Werk ausschließen würden. Aber ich habe den Beweis noch nicht gesehen, die bloße Beschuldigung aber, überall ungültig, aber gewichtig bei Unkundigen, kann im Kreise Solcher keinen Eindruck machen, die als die Pfleger und Träger der Wissenschaft wohl wissen, daß Nichts leichter ist, als ohne Grund beschuldigen, aber auch Nichts ungerechter. Also, wir erwarten den Beweis, entweder daß unsre Theologie nicht Wissenschaft, oder daß sie nicht evangelisch sei. Inzwischen behaupten wir unser

Recht, und geben den Beweis vom Gegentheile, wie einst, ich meine Diogenes, ihn von der Möglichkeit der Bewegung gab. Wir bewegen uns, wir arbeiten, die klar erkannte Aufgabe zu lösen, ein Jeder nach Beruf und Kraft. Vollenden werden wir die Lösung nicht, wir hoffen aber und vertrauen, daß, die nach uns kommen, mit gleicher Treue daran arbeiten werden, als wir beim Blick auf unser neues Jahrhundert es zu thun geloben.

So wolle denn der Gott, unter dessen Schutze unser Jena sein drittes Jahrhundert vollendet hat, auch in das vierte es begleiten, die edlen Fürsten segnen, die bisher es leiteten und förderten, den Lehrern immer Kraft verleihen, das Ganze mit Gedeihen segnen!

ihrem Vicepräsidenten, 1893 die letztere auch zum Mitgliede der Agendencommission, in der er den Entwurf für den Hauptgottesdienst mit Beichte und Abendmahl zu bearbeiten hatte. Auch die theologischen Verhandlungen der Stettiner Festwoche hat er regelmäßig geleitet. Körperliche Mäßigkeit und geistige Auffassungsfähigkeit machten ihm ein schnelles und einbringen des Arbeiten leicht. Seiner festen und humorvollen Leitung ordneten auch Gegner sich bereitwillig unter. 1883 hatte ihn Greiswaid mit der Doctorwürde geehrt. Die erste Gattin, eine Pfarrerstochter aus Rathenow bei Anklam, starb ihm bereits in Franzburg, die zweite und vier Söhne, davon einer aus erster Ehe, überlebten ihn. In der Frühe des 2. Weihnachtstages, nachdem er am ersten noch gepredigt hatte, erlag er einem Herzschlag.

(Sachse) D. A. Rubesamen, in: Bilder aus dem kirchlichen Leben in Pommern I, S. 303 ff. Stettin 1895 und Familienmittheilungen.

Hermann Peirich.

Rubo: Ernst Traugott R. wurde am 8. Juli 1834 als Sohn des Rechtsconsulenten der jüdischen Gemeinde zu Berlin geboren. Nachdem er das Friedrich-Werder'sche Gymnasium absolviert hatte, bezog er als Student der Rechte im J. 1854 die Friedrich-Wilhelms-Universität, wo er hauptsächlich die Vorlesungen von Werner, Gneist, Hefster und Honeyer hörte. Ostern 1856 vertauschte er Berlin mit Heidelberg. Hier vollendete er unter Mittermaier, v. Mohl, Meub und v. Rengerow seine Studien und wurde am 27. März 1857 auf Grund seiner (ungedruckten) Dissertation: „Quae sit doli natura“ zum Dr. jur. promoviert. Im gleichen Jahre trat er als Auscultator in den preussischen Staatsdienst ein, wurde 1862 zum Gerichtsassessor und 1870 zum Stadtrichter in Berlin ernannt. Von 1879 an bekleidete er bis zu seinem am 18. März 1895 erfolgten Tode die Stelle eines Amtsgerichtsraths beim Amtsgericht Berlin I.

Bei den großen gesetzgeberischen Arbeiten, die im J. 1868 der Norddeutsche Bund und später das Deutsche Reich auf dem Gebiete des Strafrechts zu lösen unternommen hatte, fand Rubo's tüchtige und zuverlässige Arbeitskraft mehrfach Verwendung. Im J. 1868 wurde er neben Rüderff dem damaligen Geh. Oberjustizrath und vortragenden Rath im preussischen Justizministerium Dr. Friedberg, der mit der Ausarbeitung des Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für das Gebiet des Norddeutschen Bundes betraut war, als Hilfsarbeiter beigegeben. Im folgenden Jahr fungirte R. neben Rüderff als Schriftführer in der vom Bundesrath zur Revision des Friedberg'schen Entwurfs eingesetzten Commission, und ein Jahr darauf wurde er wiederum neben Rüderff als Hilfsarbeiter Friedberg's zu der Redaction der in der 3. Lesung des Reichstags beschlossenen Abänderungen des Strafgesetzentwurfs hinzugezogen. Auch zu den im J. 1872 erfolgten Arbeiten an einem allgemeinen deutschen Militärstrafgesetzbuch wurde R. theils als Hilfsarbeiter, theils als Schriftführer der Commission berufen. Die dem Entwurfe beigelegten Motive stammen z. Th. aus seiner Feder.

Die große wissenschaftliche Anregung, die er beim Einblick in die Werkstätte des Gesetzgebers empfangen hatte, rief in R. den Wunsch wach, sich als Docent und Schriftsteller zu betheiligen. Seine Habilitation fand am 24. Mai 1870 an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin statt, an der er außer Straf- und Strafproceßrecht Civilproceß- und Völkerrecht las und im J. 1876 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Von Rubo's Arbeiten seien hier hervorgehoben die bereits im J. 1861 erschienene Schrift „Zur Lehre von der Verleumdung“, „Ueber den Zeugniszwang“ (1878) und sein „Commentar über das Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich“ (1870). Seine

Werke zeichnen sich weniger durch Originalität und Tiefe als durch dialectische Schärfe aus. Die etwas schwerfällige, oft ins Grübeln verfallende Art der Darstellung hat seinen Commentar — als dessen nicht geringster Vorzug die Verbannung des in jener Zeit noch vielfach in hoher Blüte stehenden Motiven- und Präjudiciencultus hervorgehoben sei — keine große Verbreitung finden lassen. Eine 2. Auflage ist ihm nicht beschieden gewesen.

Mit großem Eifer betheiligte sich R. an den Versammlungen des Deutschen Juristentags, bei denen er wiederholt als Redner und Schriftführer sich betheiligte. In späteren Jahren gehörte er auch der Prüfungscommission für das erste juristische Staatsexamen an.

August Schoetensack.

Milbert: Leopold Emanuel M., geboren zu Großenhennersdorf bei Herrnhut in der Oberlausitz, besuchte seit 1809 das herrnhutische Pädagogium zu Niesky, seit 1812 das Gymnasium in Zittau, dessen Director Rudolph nachhaltig auf ihn wirkte, seit 1814 die Universität Leipzig, wo er Theologie und Philologie studirte. Die Dogmatik, wie sie damals in Leipzig vortragen wurde, erst das systema biblicum und ihm gegenüber die sententia rationalistarum ohne Entscheidung und höhere Einheit, diese tiefste Tiefe der Dogmatik, hat ihn, den auf Systematik Angelegten, kalt gelassen, zugleich aber auch veranlaßt, in seiner Erstlingschrift „de ratione tractandae theologiae dogmaticae“ (1821) zu handeln. Nach bestandener Candidatenprüfung in Dresden (1817) lebte er als Privatlehrer in der Niederlausitz, hierauf in Jüterbog, hier, nach Ablegung des Examen pro ministerio in Berlin, zugleich ein vacantes Pöbigeramt verwaltend. Im October 1819 übernahm er das Diaconat seines Geburtsortes. Sein sehnliches Verlangen nach akademischer Lehrthätigkeit, in Folge seiner Mittellosgkeit hoffnungslos, drückte ihm die Feder in die Hand, das Ideal eines akademischen Lehrers zu zeichnen, der nicht bloß Gelehrter, sondern auch Philosoph wäre. Denn Liebe zur Wahrheit ist der einzige Weg zur Uebersiegung („Der akademische Lehrer, sein Zweck und Wirken“, 1824, und „Offene Mittheilungen an Studierende über Studium und Beruf“, 1829). Wie einen Erbsatz für das akademische Rathgeber nahm er 1825 die ihm angetragene Stelle eines Subrectors (nachmals mit dem Titel Conrector) am Gymnasium in Zittau an, wo ihn die Verhältnisse zum Unterricht nicht bloß in den humanistischen, sondern auch in allen realistischen Fächern (Mathematik, Physik, Chemie, Astronomie) zwangen. Er hat als Gymnasiallehrer seinen Freundschaftsbund mit Plato geschlossen und sich ruhmvoll eingeführt in die Reihe der neuteamentlichen Exegeten. Seine Verdienste anerkannte die theologische Facultät in Kopenhagen durch Verleihung des Ehrendoctorates (1836), Jena durch seine Berufung zu der durch Baumgarten-Crusius' Tod erledigten Professur, welche er am 25. October 1844 mit einer Rede de officio interpretis Novi Foederis antrat. Er hat sein akademisches Lehramt mit seltener Energie und unermüßlichem Fleiße verwaltet, unter den Ersten die Vorlesungen beginnend, als der Letzte sie schließend. Er hat den Studierenden durch seine mitunter rauhe Originalität zu imponiren verstanden, ist ihnen in privatem Umgang näher getreten, hat sie auch zum Werke der äußeren Mission angehalten und zur Armenpflege angeleitet. Er hat außerdem alle der theologischen Facultät im Stadigottesdienst vorbehaltenen Predigten übernommen und ist, so oft es verlangt wurde, für erkrankte Pfarrer eingetreten. Sünde und Erlösung waren sein Grundthema, das er an den großen Buß- und Bettagen zu erschütternder Geltung brachte. In seinen Festpredigten kam nicht immer der besondere Festcharakter zum vollen Ausdruck. Die Ehren, welche Jena seinen Professoren zu bieten pflegt, mit Ausnahme der von ihm ver-schmähten Orden, wurden ihm zu Theil. Er erhielt den Titel Kirchenrath,

Jesusdahn v. Jena

später Geheimer Kirchenrath und bei seinem fünfzigjährigen Amtsjubiläum ein goldenes Bischofskreuz mit der Legende „Ein' feste Burg ist unser Gott“. Seine Bibliothek, sein Haus und das sonst ersparte Vermögen hinterließ er, verarmt und kinderlos, der Universität, den Studierenden und den Armen. Er starb nach längeren Leiden am 9. April 1871 und ist am 11. April ohne Leichenrede, wie er's angeordnet, beerdigt worden.

R. ist auf zwei Gebieten bedeutsam und eigenthümlich hervorgetreten, auf dem der neutestamentlichen Exegese und dem der systematischen Theologie. Er hat über die üblichen neutestamentlichen Schriften Vorlesungen gehalten, auch über das Johannes-Evangelium. Aber um dieses Evangelium seinen Zuhörern nahe zu bringen, dazu fehlte ihm die geistige Gleichgültigkeit. Zudem war er seit 1841 aus einem Befenner der entschiedensten Gegner der Authentie, und zwar nicht auf dem Wege des Leichtsinns oder Unglaubens, sondern aus Gründen geworden. Für einen unmittelbaren Jünger, zumal Lieblingsjünger war es unmöglich, daß er in späterer Zeit Denkformen sich aneignete, die seinem Meister vollkommen fremd gewesen waren. Als Lieblingsjünger meinte er in der genauesten Kenntniß dessen sein, was geschehen ist. Aber im vierten Evangelium kommen Begebenheiten vor, die wir schlechtthin nicht als geschehen denken können. Ganz anders stand R. da als Ausleger des Apostels Paulus. Hier traf er auf eine ihm wohlverwandte Individualität, deren Gedankengang zu verfolgen ihm Freude und Befriedigung gewährte. Sieben paulinische Briefe (1. Thess., Galat., 1. u. 2. Kor., Röm., Phil., Philemon.) hat er für zweifellos echt gehalten, vier davon, den Römerbrief (1831, 2. Aufl. in 2 Bänden 1839), den Galaterbrief (1833), die beiden Korintherbriefe (1836 u. 37) commentirt. Sein Commentar zum Epheserbrief erschien 1834. Ein 1838 begonnenes „Magazin für Exegese und Theologie des Neuen Testaments“, gemeint als Vorrathskammer für künftige Bedürfnisse, ist mit der ersten Lieferung wieder eingegangen. R. hat gefordert, daß die Auslegung philologisch, bündig, methodisch und vor Allem unbefangen sei. Er hat sich auf das Stärkste dagegen erklärt, daß der Autor in das Procrustesbett der Dogmatik, sei es der eignen, sei es der kirchlichen, gelegt werde. Seine Auslegung will das gerade Gegentheil aller dogmatischen Exegese sein. Er fand die letztere unter den Neueren z. B. bei Luthardt wieder, dessen Erklärung des Johanneischen Evangeliums ihm als Antwort auf die Frage erschien: wie würde Johannes schreiben, wenn er Luthardt wäre. Allgemein wurde an Rüdert's Commentaren der auf gründlicher Sprachkenntniß und scharfem Urtheil beruhende richtige Takt der Erklärung und der gemessene Gang, in welchem sie fortläuft, gerühmt, wenn man auch seine bisweilen an Gleichgültigkeit grenzende Unbefangenheit und seine oftmalige Flucht in das Asylum ignorantiae nicht gut heißen mochte. Mit einem „Wir wissen's nicht“, mit diesem Trost der lieben Unwissenheit könne kein Ausleger durchgelassen werden. Weil nun R., eindringend in die Eigenthümlichkeit und Tiefe des paulinischen Geistes, mehr und Andern bei Paulus fand, als die verflachte Exegese des Rationalismus, so erregte er den Unwillen seiner Häupter. Dr. Paulus hat ihm vorgehalten, er gehe von dem Vorurtheile und der Neigung aus, in den Briefen des Paulus womöglich die beschränkten Vorstellungen der Kirchenväter (patristische Mißbegriffe) zu finden. Anstatt den Aposteln eine schlichte, unverfälschte Rationalität zuzutrauen, befand er eine unglückliche Scheu, die Bibel nicht vorurtheilslos bleiben zu lassen, als die Ethnizität der Kirchenväter und dann die Subtilität der Dogmatiker sie umgedeutet hat. Fröhke (f. Bd. VIII, S. 121) schmeubte ihm das Wort entgegen: Timeat, timeat Rueckertus coloripedom Nemesin; non enim dubito, quin, si iustum

aliquando censorem nactus fuerit, in aerarios referatur; tam pleni sunt eius commentarii festinationis, levitatis, erroris, perversae argumentationis et inanis loquacitatis. Dagegen lobten ihn gläubige Theologen, wie Tholud und Klotze, als Förderer einer gründlichen und christlichen Exegese. Stahl, der theologische Jurist, sollte ihm Beifall, weil er Paulum zum Lutheraner mache. Weil aber R. andererseits den jüdischen Standpunkt des Apostels Paulus hervorhob, in seinen Briefen hier und da die gehörige Begrifflichkeit vermischte, schwache Argumentationen und Interpretationsfehler, auch Spuren von Gereiztheit und Bitterkeit, wiefen Paulus seine Gegner von Seiten des Herzens schwärzer darstelle, als sie am Ende wirklich waren, wahrgenommen haben wollte, so wurde ihm Mangel an Ehrfurcht vor den heiligen Schriftstellern, ja theologische Nothheit vorgeworfen. Schlimmer sei es dem Apostel Paulus wohl nicht im Leben von Seiten seiner böswilligen Gegner ergangen, als jetzt von einem Doctor der h. Schrift, der es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schien, den Paulus von Tarsus gegen die Unbilben des Heidelberger Paulus in Schutz zu nehmen.

Die Gedankenwelt Rüdert's ist verschiedenartig beeinflusst. Das Herrnhutertum hat seine Spuren bei ihm zurückgelassen in dem tiefen Gefühl der Sündhaftigkeit, welches befestigt wurde durch seine Vertiefung in die paulinischen Briefe. Von Plato hat er die Idee (des Guten) und den präexistenzialen Sündenfall, von Kant die Ueberwucht der praktischen Vernunft (Speculation war ihm soviel wie Gräbelei und die Grenze des Sittlichen zugleich die Grenze der Evidenz), von Fichte die Thatsachen des Bewußtseins, das wackende und stehende Ich unmerklich sich angeeignet. Die Philosophie war ihm der Führer zu Christus geworden, er hielt sie darum für das einzige Heilmittel, dem überhandnehmenden Unglauben der Gelehrten zu steuern. Sein erstes systematisches Hauptwerk war eine „Christliche Philosophie oder Philosophie, Geschichte und Bibel nach ihren wahren Beziehungen zu einander“ (1825). Zeitgenossen haben bekannt, von diesem Werke in solchem Grade ergriffen, ja überwältigt worden zu sein, wie von keinem anderen. Das schaffende und regierende Princip der Welt ist dem sittlich vollendeten Menschen die Idee des Guten. Die Welt muß demnach auf das Sittliche und seine Verwirklichung angelegt sein, d. h. es muß ein Reich der Freiheit oder Geister geben. Zur Geisterwelt gehört der Mensch, der Idee nach Herr der Natur und Ausrichter des göttlichen Willens, der Wirklichkeit nach verborgen noch bevor er ins Erdenleben eintrat, daher ohne Bewußtsein der heiligen Ordnung, ohne vollkommene Freiheit, ohne Seligkeit. Soll er aus diesem Zustand erlöst werden, so bedarf es einer Anstalt, durch welche der Gedanke von der Wiederherstellung des Sünders dem gemeinen Menschenverstande faßlich offenbart, die Gestalt des ursprünglichen Menschen vor ihn hingestellt und ihm die Möglichkeit, dieselbe zur seinigen zu machen, über alle Zweifel gewiß gemacht wird. Diese Anstalt ist erschienen im Christenthum. Jesus war ein wirklicher und wahrhaftiger Mensch, aber, weil er die Erlösung zur Aufgabe seines Lebens gemacht und für sie sein Leben hingegeben, ein heiliger Mensch, das in die Wirklichkeit eingetretene Ideal der Menschheit. Der Heilige am Kreuze, gemordet von denen, die er selig machen wollte, ist das erschütternde Zeichen zur Umkehr. Sein zweites systematisches Hauptwerk ist die „Theologie“ (2. Th. 1851), Dogmatik und Ethik umfassend. Ueber das Verhältniß seiner „Christlichen Philosophie“ zu dieser „Theologie“ hat R. sich nicht ausgesprochen, aber man wird nicht irre gehen, wenn man letztere als eine vertiefte, den Anforderungen der fortgeschrittenen Wissenschaft entsprechende, durch die inzwischen hereingebrochene destructive Kritik unbeirrte

Umarbeitung seiner „Christlichen Philosophie“ bezeichnet. Von seinen Lesern und Zuhörern hat er gewollt, daß sie ihn begleitend all ihr theologisches Vorstellen ablegen und mit ihm ausgehen sollten vom Denken selbst, vom Ich und den Offenbarungen seines Wesens, um das Gefundene in Begriffe zu fassen. Das Ich, sich selbst beschauend, findet sich als Person, d. h. als Einheit von Leib, Seele und Geist. Beim idealen Ich erscheint der Geist wie ein König auf dem Thron mit unbedingtem Streben nach Verwirklichung der Idee des Guten. Das Leben der ihren Begriff erfüllenden Person ist ein Leben im steten Bewußtsein des göttlichen Waltens auf der einen und des gotteinigen Wollens auf der andern Seite, d. h. es ist seinem Wesen nach Religion. In der Menschheit fehlt aber überall das unbedingte Wollen des Guten. Das Zusammenleben der sündigen Menschen ist nur möglich in der Form des Staates. Die Aufhebung der Sünde oder die Erlösung geschieht durch die offenbarende und anregende Wirksamkeit Gottes. Diese ist als geschichtliche Thatfache hervorgetreten im Christenthum. Diese „Theologie“ wurde als eine von Selbständigkeit, sittlichem Ernst und Würde zeugende Arbeit gerühmt. „So konnte nur ein Mann schreiben, in welchem das christliche Leben selbst eine wirkliche Gestalt gewonnen.“ Zu Rüdert's „Theologie“ läßt sich, verglichen mit den systematischen Erscheinungen der Neuzeit, kaum ein größerer Gegensatz denken als die Dogmatik Wilmar's. Dort ein gänzlich voraussetzungsloser, wissenschaftlicher Denkproceß, hier die Behauptung, daß philosophische Deductionen das Mark der Dogmatik zerstören, und daher Verzichtleistung auf Voraussetzungslosigkeit und auf das zum Fluchwort gewordene Prädicat Wissenschaft. Weitere Ausführungen einzelner Abschnitte seiner „Theologie“ sind sein „Büchlein von der Kirche“ (1857) und sein gutgeschriebenes Buch über „Das Abendmahl“ (1856). Seine harmlose Bemerkung: „wo kein Wein anzutreffen wäre, da ergreife man jedes im Gebrauche befindliche Getränk, und ob das reines Wasser wäre“, ward ihm freilich so gedeutet, daß man auch mit unedelm Tranke (Biegenhainer Bier oder Schnaps) das heilige Mahl feiern könne. Seinen theologischen Standpunkt hat er mit aller Bestimmtheit gezeichnet in seiner Prorektoratsrede „Die Aufgabe der jenseitigen Theologie im 4. Jahrhundert der Hochschule“ (1858) und in seiner Schrift „Der Rationalismus“ (1859). Er hat dem älteren, empiristischen Nationalismus als pelagianisch den Krieg erklärt und ihm seinen Rationalismus als ethischen oder christlichen entgegengestellt, als dessen Musterbild er mit Rücksicht auf Gal. 1, 8 den Apostel Paulus ansah, und dessen Wesen darin besteht, nur die Sache und ihre Wahrheit zu erfassen und durch keine Autorität sich in Festhaltung der erkannten Wahrheit hindern zu lassen. Wie dem vulgären Nationalismus, so galt sein Kampf dem exclusiven Orthodoxy, nicht der Orthodorie, als die nur einen andern Weg einschlage nach demselben hohen Ziel. Und so war es nicht gerade eine Klage, wenn er sagte: „meine besten Schüler werden orthodox“. Wie eine wirkliche Klage klang sein anderes Wort, zugleich sein litterarisches Schweigen im letzten Decennium seines Lebens erklärend: „meine Bücher werden nicht gelesen“. Dem wirklichen Leben gegenüber ein abstracter Idealist, nicht ohne Einseitigkeiten, Härten und absonderliche Meinungen, war R. ein kraftvoller, entschiedener Charakter von strenger Zucht im Leben und im Denken.

Die biographische und sonstige Litteratur über Rüdert ist angeführt in dem Artikel des Unterzeichneten in Herzog's N.-G., 2. Aufl. XIII, 87—94.

G. Frank.

Rudstuhl: Karl Joseph Heinrich R., verbienter Schriftsteller, den schon die Theilnahme Goethe's vor Morgensheit schickte wurde am 12. December

1788 geboren zu St. Urban im Kanton Luzern als der Sohn des dortigen Klosterarztes. In der Klosterschule erhielt er sorgfältigen Unterricht; 19jährig, trat er in die Pestalozzi'sche Erziehungsanstalt, damals zu Yferten, als Zögling und Gehülfe ein. Seit October 1812 widmete er sich, überzeugt, wie Goethe von ihm erzählt, daß die Quelle wahrer Bildung allein bei den Alten zu suchen sei, in Heidelberg, besonders unter Kreuzer, philologischen Studien. Im Sommer 1813 weilte er wahrscheinlich in Paris, seit dem Frühling des folgenden Jahres wieder in Deutschland; dann lehrte er 1814 in Hofwyl im Institut Fellenberg's; seit Beginn des Jahres 1815 war er Lehrer der alten Sprachen an der Kantonschule zu Aarau. Eifriges Mitglied der durch Heinrich Schafke gegründeten „Aargauischen Culturgeellschaft“, wurde er, laut Protocoll, am 21. Januar zum Secretär ernannt; in der gleichen Sitzung war als Gast der später so berühmte Sprachforscher Johann Andreas Schmeller (f. N. D. B. XXXI, 786 f.) anwesend, „Egl. bair. Officier“. Als aber im Frühjahr die Ruhe Europas wieder gestört ward, entschloß sich der für Deutschlands Freiheit begeisterte Jüngling, dessen Vater Napoleon's Verehrer war, als Freiwilliger in das deutsche Heer zu treten. Ende April 1815 schrieb er seinem Freunde, dem später bekannt gewordenen Historiker Kortüm aus Darmstadt: „Den verfloffenen Winter war jeden Abend ein Lied von Körner das Letzte, was ich las und dachte; darob weinend, entschlief ich . . . Ueber Frankfurt und Coblenz, wo Görres besucht wird, reisend, suche ich am Niederrhein Gneisenau oder Wellington auf, um unter ihre Fahnen zu treten.“ Am 6. Mai stand er an der St. Rochuscappelle bei Bingen, durchschauert, wie er später erzählte, von großen Erwartungen der Schrecken des Krieges und der Herrlichkeit des Sieges. Ob er kämpfend am Kriege theilgenommen, ist nicht sicher, wohl aber, daß er mit dem preussischen Heere siegreich in Paris eingezogen ist. Ende des Jahres oder im Anfang des folgenden kehrte er in die Schweiz zurück, hielt sich aber nicht lange in Hofwyl auf, sondern begab sich bald wieder nach Deutschland. Auf der Reise nach Berlin, wo er nur kurze Zeit weilte, machte er in Weimar die Bekanntschaft seines Landsmanns Heinrich Meyer aus Stäfa; dann wurde er am Gymnasium zu Bonn beschäftigt, wo ihn der Minister v. Altenstein bereits im Herbst 1816 zum Oberlehrer ernannte. Sein Ausruf: „Von der Ausbildung der Deutschen Sprache, in Beziehung auf neue, dafür angestellte Bemühungen“, der die Aufmerksamkeit Goethe's auf ihn richtete, erschien durch Vermittlung Heinrich Meyer's in der „Nemesis“, Zeitschrift für Politik und Geschichte, herausgegeben von Heinrich Luden, VIII. Bd., 3. Stück, S. 337—386 (Weimar 1816).

Daß R. in seinem Amte deutschen Geist im besten Sinne des Wortes gewedt und gefördert hat, bezeugt Karl Simrock, der sein Schüler in Bonn war: „Rudstuhl gehörte als deutschgesinnter Mann zu den weißen Raben in jener Zeit; er hat in jener im Rheinland noch ganz französisch gesinnten Zeit fast zuerst deutsche Gesinnung gelehrt.“ Mit Wilhelm Schlegel und Welcker verkehrte er in Bonn; aber seine Hoffnung, an die Universität zu kommen, ging nicht in Erfüllung. Nachdem er einen Ruf nach Düsseldorf, wie wir aus einem Briefe H. Meyer's an ihn vom 28. Juli 1817 ersehen, abgelehnt hatte, wurde er Ende Juni 1820 an das Gymnasium in Coblenz versetzt. Nur zwei Jahre genoß er das Glück der 1826 mit Sophie Jordans aus Mainz geschlossenen Ehe. Der Tod der Gattin erschütterte ihn tief; im Herbst 1828 besuchte er auf ein Vierteljahr die Heimath; geistig fast gebrochen stand er in St. Urban vor den Gräbern seiner Eltern. Auch eine Reise in die südl. Schweiz brachte keinen Trost. In Coblenz starb er im November 1831.